

Luis Töchterle, 55, fürchtet sich oft und manchmal gern.

Vergess

Vergess den Rest!

von Luis Töchterle

Das "Restrisiko" – eine gedankliche Fehlkonstruktion

Wer Nachdenken gerne als "unnötige Hirnwischerei" einstuft, möge diesen Beitrag bitte nicht lesen! Hier geht es primär um theoretische Bilder und erst in zweiter Linie um deren praktische Auswirkungen. Das "Restrisiko" ist ein bei Alpinisten beliebtes Bild, eine Metapher, die nicht unproblematisch im Hinblick auf die gesellschaftliche Akzeptanz ihrer Risikosportart und auf mögliche Rechtsfolgen ist.

Man kennt das: Nach einem Alpinunfall, vielleicht trotz umsichtiger Arbeit eines Profibergführers oder eines erfahrenen Tourenleiters, bricht die mediale Verurteilungslawine los. "Die sind selber Schuld", "Die sollen alles selbst bezahlen" bis hin zu "Das war glatter Mord" (Zitat Kronenzeitung zu einem Unfall mit Bergführer, dessen Schuldlosigkeit sich später heraus gestellt hat). Den Beteiligten, ExpertInnen und KollegInnen fällt darauf hin meist nichts Besseres ein, als auf das ominöse "Restrisiko" zu verweisen, das hält nicht weg zu bringen sei.

Dabei wird ungefähr folgendes Denkschema strapaziert: Bergsteigen ist riskant, ihm haftet ein immaterielles Risiko an. Durch kompetente Führung, sorgfältige Vorbereitung und Tourenplanung, funktionelle Ausrüstung und ähnliche Maßnahmen wird dieses Risiko "minimiert". Was dann trotzdem noch übrig bleibt, heißtt eben "Restrisiko". Damit müssen wir leben. Oder manchmal sterben.

Besser und ehrlicher: "gewähltes Risiko"

Statt einem "Restrisiko" als Ergebnis einer "Risikominimierung" schlage ich vor, von einem "gewählten Risiko" als Ergebnis einer "Risikooptimierung" zu sprechen. Warum? Dafür gibt es mehrere gute Gründe.

In erster Linie geht es für mich dabei um eine Frage der Ehrlichkeit, der Authentizität. Ein vorgegebenes, unausweichliches Risiko ("Basisrisiko") muss ich ganz einfach nicht eingehen. Ich suche meine alpinistischen Ziele freiwillig aus, nichts in der Welt zwingt mich dazu. Nicht als Führer und schon gar nicht als führloser Bergsteiger. Ich suche mir eine Tour, eine Route, die meinem ganz persönlichen Bedürfnis nach Herausforderung entspricht. Genau nach diesem ureigenen Bedürfnis lege ich selbst und freiwillig meine Spielregeln fest: gefährliche Nordwand oder perfekt eingebohrte Kletterpiste, mit Seil oder ohne, mit oder ohne Partner, bei gutem oder bei schwierigen Verhältnissen, vielleicht ganz bewusst mit erschwerten Bedingungen wie im Winter oder bei Nacht etc. Bei Lawinenwarnstufe drei oder eins, bei Firn oder Pulver.

Diese vorbereitenden Entscheidungen können dazu beitragen, die Schwierigkeit, die Herausforderung – und auch das Risiko der gewählten Unternehmung zu erhöhen. Und ich selbst bin dafür verantwortlich. Gleichzeitig akzeptiere ich die üblichen Maßnahmen zur Risikoreduktion uneingeschränkt.

Risikooptimierung

Einen Prozess, bei dem ich gegeneinander gerichtete Faktoren ausbalanciere, nenne ich einen Optimierungsprozess. Dieses Abwägen beginnt beim ersten Gedanken an ein bestimmtes Ziel oder Zielgebiet und endet erst mit dem Ende der Unternehmung. Ständig muss ich trachten, die optimale Balance zwischen risikohöhendem und risikomindernden Faktoren auf meine Kompetenzen und Ansprüche abzustimmen. Eine wache Wahrnehmung fordert mich auf, Korrekturen vorzunehmen, die Tour vielleicht sogar abzubrechen, wenn dieses Gleichgewicht gefährdet ist. Keineswegs kommt zuerst die Risiko-Erhöhung und danach die Risiko-Reduktion, beide Vorgänge laufen gleichzeitig und greifen in einander. Als weiteres Argument will ich anführen, dass mich als Bergsteiger das Bild vom Restrisiko immer in eine defensive Position bringt. Wenn ich besser wäre, wenn ich noch eine zusätzliche Redundanz, einen Sicherheits-Check mehr eingebaut hätte, könnte ich die Minimierung ausdehnen, das Restrisiko noch weiter verkleinern. Wird das Restrisiko schlagend, stehe ich tendenziell als achselzuckender Versager da: "Das

d e n r e s t

habe ich nicht mehr ausschließen können." Da stehe ich lieber für ein "gewähltes Risiko" ein, alleine ebenso wie mit einer Gruppe: "Dieses Risiko bin ich/sind wir eingegangen, es war meine/unser ganz bewusste Entscheidung!"

Juristen sprechen vom "erlaubten Risiko"

Das "Restrisiko" ist auch kein juristischer Fachterminus. In Gesetzesexten kommt das "erlaubte Risiko" vor. Dies bringt die gesellschaftliche Akzeptanz ins Spiel, vor allem, wenn ein gewähltes Risiko sich auf andere Personen auswirkt oder diese mit einbezogen. Solange ich nur mich selbst gefährde, soll dies meine Privatsache bleiben, von einem suizidalen Verhalten will ich hier nicht sprechen.

Beim geführten Gruppenbergsteigen wird vermehrt Transparenz und Einvernehmen im Bezug auf das kollektiv eingegangene Risiko erfordert, an Stelle der früher üblichen und oft genug als falsch entlarvten Sicherheitsgarantien. Ein "gewähltes Risiko" kann ebenso gut Ergebnis einer Gruppenvereinbarung sein. Dies setzt natürlich eine qualifizierte Kommunikation voraus, die ohne gute Moderation kaum möglich ist. In diesem Zusammenhang ist zu fragen, ob Gruppenleiter und Bergführer dafür ausreichend ausgebildet sind. Ein gut moderiertes Gruppengespräch mit einem einvernehmlichen und für alle verbindlichen Ergebnis braucht vermutlich mehr Führungsqualifikation als die Einrichtung eines verlässlichen Standplatzes.

Rettet das Risiko!

Siegbert A. Warwitz* spricht vom Wagnis, das es abzuwägen gilt. Sein Bild von der Waage drückt genauso diesen Optimierungsprozess aus – ich versuche die Gewichte auf beiden Waagschalen in Balance zu halten. Sein flammender Appell für mehr individuelles und gesellschaftliches Wagen ist angesichts ausufernder Vollkasko-Mentalität in höchstem Maß vonnöten. Ebenso seine gut begründete Forderung, von einer Bewahr- zu einer Bewährpädagogik zu finden. Die Überbehütung von Kindern und die Ängstlichkeit von Eltern und Lehrern bremst unsere gemeinschaftliche Entwicklung bereits in einem bedrohlichen Ausmaß. Wenn (wie kürzlich leider passiert) ein Kind in einen Bach fällt und ertrinkt, wird nicht gefordert, Kinder auf den Umgang mit solchen Gefahren vorzubereiten – nein, alle Bäche sollten abgezäunt werden!

Worin ich Warwitz nicht folgen will, betrifft seinen diskriminierenden Umgang mit dem Begriff Risiko. Er unterscheidet zwischen "guten" Wagnisportlern und "bösen" Risikern. Zu Letzteren zählt er Leute, die vorrangig ihrem Glück vertrauen (es wird schon gut gehen!), die größere Risiken auf sich nehmen, als sie auf Grund ihres Kompetenzniveaus leisten können.

Es stimmt, dass "Wagnis" ganz klar das eigenverantwortliche Zugehen auf selbst gewählte Herausforderungen bedeutet. Das Wort Risiko hingegen hat diese und noch andere Bedeutungen. Es ist janusköpfig und schließt jedenfalls zwei große Bereiche ein: 1. Herausforderungen, die meine Fähigkeiten auf die Probe stellen und 2. Gefahren, denen ich hilflos ausgesetzt und ausgeliefert bin. Beides gehört zusammen und beides kann Furcht auslösen. Die Bewältigung des Einen basiert auf individuellem Können und erzeugt ein gutes Gefühl, das Überstehen des Anderen erfordert Glück und rechtfertigt keinen Stolz. Gerade angesichts der heute pathologisch angstgesteuerten Abwertung des Wortes Risiko sollten wir genau mit der Verwendung dieses Begriffs signalisieren: Risiko hat auch diese positive Bedeutung, es ist unverzichtbar, ohne Risiko gibt es keine Entwicklung, kein Erreichen neuer Ufer. Wenn wir hingegen vom "Restrisiko" reden, stimmen wir in die mieselsüchtige Jammerei mit ein, dass sich da überall diese böden Risiken herumtreiben, die wir nie ganz los werden können. Bösartig anhaftend wie Kochreste auf der Ceteraplatte. Harthäckige Rückstände eben.

* Warwitz, Siegbert A.: Leben in wachsenden Ringen, Schneider Verlag, Hohengehren 2001